

**Eucharistiefeier
des Apostolischen Nuntius in Deutschland
Erzbischof Dr. Erwin Josef Ender
bei der Mitgliederversammlung der DOK
(Vallendar, 18. Juni 2007)**

Einführung:

Liebe Schwestern und Brüder im Herrn!

Herzlich danke ich Herrn P. Kiefer, der mich als Apostolischen Nuntius im Auftrag des Vorstandes der Deutschen Ordensobernkonferenz eingeladen hat, diese heilige Messe im Rahmen der jetzigen Mitgliederversammlung mit Ihnen zu feiern. Ich habe der Einladung zur Teilnahme an seinem solchen Treffen zum fünften Mal wiederum gern entsprochen. Mein Gruß gilt Ihnen allen, die Sie nach der Gründungsversammlung im vergangenen Jahr in St. Ottilien nun zu der ersten Zusammenkunft dieser Art hier nach Vallendar gekommen sind. Sie sind hier, um Rückblick zu halten auf das, was seither geschehen ist, um denen zu danken, die die Lasten des Zusammenwachsens getragen haben und noch tragen, und um aus den Erfahrungen der Zwischenzeit die Weichen für die Zukunft zu stellen. Wir alle wissen oder ahnen zumindest, wie schwierig die Feinabstimmung sich auch dann noch gestalten kann, wenn man sich grundsätzlich schon einig ist.

All das bekommt ein besonderes Gewicht, wenn sich die Beteiligten bewusst sind, dass all ihr Mühen im Dienste des Reiches Gottes und des Heils der Menschen steht. Das diesjährige Leitwort „Gemeinsam dem Evangelium dienen - Orden in säkularer Zeit“ lässt etwas davon anklingen.

Bitten wir zu Beginn dieser Feier, dass Gott uns dafür hellhörig mache, wo und wie er uns in seinen Dienst ruft, und dass er uns vergebe, wo wir uns seinem Ruf zur größeren Liebe versagt haben.

Predigt:

Liebe Schwestern und Brüder im Herrn!

1. Das Leitwort Ihrer Mitgliederversammlung „Gemeinsam dem Evangelium dienen - Orden in säkularer Zeit“ beschreibt holzschnittartig die Situation der Orden in weiten Teilen der Welt von heute. Es geht von der Tatsache aus, dass unsere moderne Lebenswelt insgesamt fortschreitend immer weniger christlich geprägt ist, stattdessen immer mehr weltlich - „säkular“ im Sinne des Leitworts. Dieser Prozess, dessen Anfänge schon Jahrhunderte zurück liegen, zieht sich durch die weitere Geistesgeschichte hindurch

und findet einen Höhepunkt in der Aufklärung. Er ist dadurch gekennzeichnet, dass das Welt- und Selbstverständnis des Menschen sich zunehmend ohne Einbeziehung der christlichen Daseinsdeutung artikuliert. Die einzelnen Lebensbereiche wie Staat, Recht oder Gesellschaft sind autonom geworden, ohne dadurch jedoch schon gleich im Gegensatz zum christlichen Glauben stehen zu müssen. Denken wir z. B. an die Idee der Menschenrechte, die auf dem Boden der christlichen Werte und des christlichen Menschenbildes gewachsen ist. Christliche Entwürfe bedürfen der Plausibilität, ja, des Nachweises, dass sie besser sind als andere, um in einer säkularen Welt Akzeptanz zu finden. So haben die Päpste im Laufe der Zeit immer wieder zu Fragen der Sozial- und Gesellschaftspolitik Stellung bezogen und die gesellschaftliche Entwicklung durch eine ausgewogene und überzeugende christliche Soziallehre positiv zu beeinflussen versucht. Denken wir etwa an das Subsidiaritätsprinzip, das ein Grundbegriff der katholischen Gesellschaftslehre ist und heute in Deutschland und in der Europäischen Union ein weitgehend anerkannter Bestandteil der praktischen Politik geworden ist.

2. Neben den legitimen Formen der Autonomie der verschiedenen weltlichen Sachbereiche, die auch vom Zweiten Vatikanischen Konzil in mehreren Dokumenten ausdrücklich anerkannt wurde, gibt es aber in der Gegenwart auch Tendenzen, die das Christliche - und sei es auch nur als eine der Wurzeln unserer Gegenwart - nicht wahrhaben wollen, da sie die Weltlichkeit für absolut setzen. Wir verwenden dafür den Begriff des „Säkularismus“.

3. In diesem Zusammenhang spricht Papst Johannes Paul II. in dem Nachsynodalen Apostolischen Schreiben *Ecclesia in Europa* aus dem Jahre 2003 von einem „Verlust des christlichen Gedächtnisses und Erbes“, der von einer Art praktischem Agnostizismus und religiöser Gleichgültigkeit begleitet sei. Als Ergebnis davon sieht er eine verbreitete Zukunftsangst, die sich in innerer Leere und in dem Verlust des Lebenssinns äußert. Er verweist auf unübersehbare Krisenerscheinungen im Bereich der Familie, auf das Wiederaufleben rassistischer Verhaltensweisen, auf die Zunahme der Egozentrik und des Individualismus und auch auf die zunehmende Schwächung der Solidarität.

In dieselbe Richtung geht, was unser heutiger Papst Benedikt XVI. als Dekan des Kardinalskollegiums in seiner Predigt vor dem Beginn des Konklaves sagte, als er auf die vielen ideologischen Strömungen in den letzten Jahrzehnten hinwies, mit denen wir uns konfrontiert sehen, und dann feststellte: „Einen klaren Glauben nach dem Credo der Kirche zu haben, wird oft als Fundamentalismus abgestempelt, wohingegen der Relativismus, das sich ‚vom Windstoß irgendeiner Lehrmeinung Hin-und-hertreiben-Lassen‘, als die heutzutage einzige zeitgemäße Haltung erscheint. Es entsteht eine Diktatur des Relativismus, die nichts als endgültig anerkennt und als letztes Maß nur das eigene Ich und seine Gelüste gelten lässt.“

4. All das gehört mit zu den Bedingungen, unter denen die Kirche heute ihren Auftrag zu erfüllen hat, das Evangelium bis an die Grenzen der Erde zu verbreiten. Und wenn ich sage „die Kirche“, dann meint das immer auch die Orden. Denn sie haben ihren

Platz „im Herzen der Kirche“, wie es in der Erklärung der deutschen Bischöfe über die *Gemeinschaften des geweihten Lebens in der Kirche* heißt.

Die Texte der Lesungen, die wir gerade gehört haben, scheinen auf den ersten Blick wenig mit dem Thema dieser Versammlung zu tun zu haben. Doch bei näherem Hinsehen sind durchaus Verbindungslinien zu erkennen. Bezugspunkt dabei ist die ekklesiale Bedeutung der evangelischen Räte. Das Leben nach den evangelischen Räten als der bewusste Verzicht auf den Vollzug höchster natürlicher Werte um des Himmelreiches willen ist ein unübersehbares leibhaftiges Zeugnis dafür, dass diese Werte nicht letzte Werte sind, dass vielmehr in der Kirche und bei den Christen alles dem Reiche Gottes unterzuordnen ist.

5. Die fünfte Antithese der Bergpredigt, die wir im heutigen Evangelium gehört haben, handelt im Sinne Jesu von der Vergeltung, die im Zusammenleben der Menschen oft eine zentrale Rolle spielt. Sicher bedeutete schon die alttestamentliche Regel, *Auge um Auge und Zahn um Zahn*, das sog. *ius talionis*, das sich übrigens schon in der Gesetzessammlung des altbabylonischen Königs Hammurabi findet, einen gewissen Fortschritt, sofern das Recht auf eine *entsprechende* Vergeltung eines Unrechts der ungezügelten Rache Einhalt gebietet. Jesus aber sprengt nun auch den Bannkreis dieser geregelten Vergeltung. Er zeigt einen Ausweg aus dem „Wie du mir, so ich dir“: und zwar nicht, indem er die Grenzen noch einmal verschiebt, sondern indem er ein neues Handeln fordert, das selbst im Alten Testament ohne Vorbild ist. Er überschreitet den Rahmen des Gesetzes auf das hin, was vor dem Gesetz liegt und letztlich gesetzlich nicht mehr zu fassen ist. Er greift gleichsam nach dem Herzen des Menschen. Sein Ja zum Menschen ist ein Ja ohne Grenzen und berechenbares Maß. Weil Gottes Güte grenzenlos ist - wie es die Jünger in Jesus erfahren - und weil Gott vor dem Bösen und Ungerechten nicht haltmacht, ist auch der Jünger dazu befähigt und dazu aufgerufen.

Sollten nicht gerade die Menschen in geistlichen Gemeinschaften, die gleichsam von Berufs wegen mehr als viele andere Christen in einer besonderen Vertrautheit mit dem Herrn stehen, auch hier wegweisend sein, so dass ihr Miteinander, aber auch ihr Umgang mit anderen vorbildhaft und ermutigend wirken könnte?

6. Der Text aus dem Zweiten Brief des Apostels Paulus an die Korinther, den wir als Lesung gehört haben, kann uns als Illustration für diese Haltung dienen. Der Apostel versteht sich als Diener Gottes. Er schildert der Gemeinde sein Leben: das, was er um des Herrn willen erleidet und erträgt, aber auch die Haltungen, in denen er mit all dem umgeht. Er weiß um das Unrecht, das ihm widerfährt, aber er verschweigt auch nicht die Kraft, die ihn in allem trägt. Ja, auch die Frucht seines Weges ist nicht zu übersehen: „Wir sind arm und machen doch viele reich; wie haben nichts und haben doch alles.“

7. Können wir uns mehr wünschen? Auf große Vorbilder zu schauen, ermutigt uns: Denn es ist derselbe Herr, der in ihnen gewirkt hat und der auch in uns am Werk ist und uns drängt. Vertrauen wir uns ihm an, der sich uns jetzt und jeden Tag in der Feier der Eucharistie neu schenkt und uns um das Zeugnis unserer Antwort bittet. Amen.+